

Wo ist die Sprache daheim?

Was, wo ist Heimat? Es ist schwer geworden, diese Frage mit philosophischem Luxus zu beantworten, kosmopolitischen Utopien etwa oder der Idee der Verständigung. Kaum ein Wort ist in den letzten Wochen häufiger gefallen; es begleitet Bilder von Vertriebenen solchen, die in eine zerstörte Heimat zurückkehren. Heimat: Der Krieg schreibt ihre Grenzen mit Blut, die Politik unterschreibt sie mit Tinte, und auf solche Weise ist die Weltkarte, ja die europäische Landkarte in den letzten zehn Jahren "bunter" geworden. Auf der anderen Seite ist im Zeitalter der Globalisierung – erst im Zeichen des Marktes, dann der Menschenrechte – der Gedanke einer Weltgesellschaft konkreter als je zuvor. Sind wir damit auch der Utopie kommunikativer Verständigung nähergekommen? Während sich der Zerfall in nationale Kleinststaaten nicht zuletzt auf dem Kriegsschauplatz der Sprache abspielte, ihrer gewaltsamen Teilung und Internierung in nationale Reservate, hat die Internationalisierung ein einziges Idiom: das Englische. Hier die Rückkehr nach Babylon, dort die Universalisierung der Sprache, wenn auch in jüngster Zeit mit Stichworten wie Target, Out-of-area-Einsatz oder Continued-damage-Konzept.

Daß die Sprache das erste Merkmal einer Nation sei, diese Vorstellung schien lange die edelste und unpolitischste Heimatidee. Doch den Mechanismen von Macht und Kalkül ist sie genausowenig enthoben wie der Pflingstmythos von einer Überwindung der Sprachgrenzen. So haben die Zweifel an der "Erleuchtung" durch die englische Engelsingung durchaus politischen Charakter. Von "Kolonisierung" wird geredet, über "Pidginisierung" geklagt, seit die Sprache der Weltmacht zum "Weltidiom" wird. Die Franzosen haben das "Franglais" unter Anleitung der Académie française gesetzlich eingeschränkt, was wiederum in vielen deutschen Kommentaren der selbtherrlichen Borniertheit der grande nation zugerechnet wurde. Nun hat die hiesige Schwesterinstitution, die Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung, die "Lage des heutigen Deutsch" diskutiert. Sieben Professoren haben Themen wie Wissenschaftssprache, Deutsch im Ausland, Sprachwissenschaft, Mehrsprachigkeit behandelt. Gemeinsamer Nenner der Beiträge, die in dem Band "Sprache in Not?" versammelt sind, ist die Versicherung, keinesfalls in die Kontinuität national(sozial)istischer Heimatkunde und Sprachsäuberung einschwenken zu wollen.

Unter solchen Vorsichtsmaßnahmen werden die Wirkungen der globalen Vereinigung im "denglischen" Sprachgebrauch betrachtet: der Verlust terminologischer und semantischer Trennschärfe durch die Anglisierung der Fachsprachen; das Abschleifen philosophischer Begriffe, die ja zugleich Sprache und Metasprache darstellen; das fehleranfällige Hin und Her zwischen der englischen Supersprache und der Einzelsprache, die wechselseitig mal Gegenstand, mal Instrument von Verständigungsprozessen werden; die Hilflosigkeit einer rein deskriptiven Linguistik; das Dilemma, Ausländern ausgerechnet via Anglizismen den Einstieg ins Deutsche zu öffnen. Wo beginnt die Fremdsprache? Soll man das Englische wieder ins Sprachausland ver... treiben? Gerade weil ihre "Bewohnbarkeit" seit dem Dritten Reich in Frage steht, sagt Wolfgang Bader vom Goethe-Institut, ist unsere Sprache so empfänglich für die Anglisierung. Der Eingangsaufsatz von Jörg Drews dagegen behauptet die Stabilität der deutschen Sprache gegenüber diesem instabilen deutschen Sprachbewußtsein; dessen Kehrseite, ein ressentimenthafter Trotz, sei die eigentliche Ursache jener Katastrophenstimmung, für die "ein bestimmter Sprachgebrauch geradewegs ein Indiz für die ... moralische und historische Apokalypse" ist. "Wieviel Angloamerikanisch verträgt die deutsche Sprache?" "Sehr viel!" antwortet Drews und verweist alle Versuche, sprachkritisch, gar sprachlenkend in die evolutionäre Entwicklung einzugreifen, auf die private Spielwiese – Hauptsache, es geschieht "unaggressiv und im Geiste eines urbanen Sprachpatriotismus." Drews' Vortrag, der bei der Lagebestimmung den Ton angibt, bezieht sich explizit auf den so richtungsweisenden wie alarmierenden Einspruch von Dieter E. Zimmer, der vor zwei Jahren die Wirtssprache des "Neuenglodeutsch" als gefährdet kennzeichnete, und zwar weniger in ihrem Gebrauch als in ihrem Bestand. Wo Drews in seiner fröhlich-gelassenen, fast ein wenig flapsigen Replik den Gewinn des Deutschen an Durchlässigkeit und Vielfalt begrüßt, konstatiert Zimmer tatsächlich den Verfall. Darunter versteht er eine innere, unsichtbare Anglisierung, die Wortbildung und grammatische Tiefenstruktur, kurz das Regelsystem selbst und damit die Basis des Spracherwerbs angreift. Medien- und Computerjargon erzeugen auf der Folie, die für die Aufnahme fremder Sprachelemente nötig ist, ein Niemandsland, weder deutsch noch englisch. Was leidet, ist also paradoxerweise die Assimilationsfähigkeit, eine "fremdenfreundliche" Kapazität. Die Sorge gilt der "Gewalt", mit der das Deutsche sich Neues einverleiben könnte – getreu dem in der Debatte so gern zitierten Goethewort: "Die Gewalt einer Sprache ist nicht, daß sie das Fremde abweist, sondern daß sie es verschlingt."

Des Oberdichters putziger Reim: "Bist du beschränkt, daß neues Wort dich stört? Willst du nur hören, was du schon gehört?" gilt sicherlich für diese Haltung nicht. Was ist aber mit denen, die immer noch (d.h.: dauernd) zusammenzucken, wenn einer wieder mal "denkt", statt findet, daß etwas "Sinn macht", statt Sinn zu haben/ergeben, und bei Filmtiteln wie "Zwei Girls in Love" oder der Lektüre der Orientierungstafel von Karstadt – "3. Stock: Fantasy & Science (sic!) Fiction Store" vage Verlustgefühle empfinden? Sind sie puristisch? Die "Darmstädter Sieben" sind es nicht; sie haben trotz aller Skepsis viele Gründe dafür gefunden, daß das Englische sexy ist. Es war, so der Philosoph Andreas Kemmerling, eine willkommene Befreiung aus der muffig-pädagogischen Atmosphäre der Nachkriegszeit.

Allerdings funktioniert die Gleichung Englisch = Rebellion nicht mehr, und die Entsprechung Deutsch = rückschrittlich, gar nationalistisch hat nie gestimmt. Wer hier den Knüppel "Neue Rechte" in der linken Hand wiegt, sei daran erinnert, daß die nazistische Sprachpolitik nicht unbedingt – wie Adorno es formulierte – Fremdwörter als "Juden der Sprache" behandelte, sondern systematische Germanisierungen explizit ablehnte. "Goebbels", sagte Karl Kraus, "ist ein Kenner aller einschlägigen Terminologie, deren Verwendung dem Asphaltchrifttum nicht mehr möglich ist." Er beschrieb den Nazi-Propagandaminister als Satiriker, der "männerbrustschlagendes Pathos" ironisierte und überall brauchbares Material fand, das, "ob neudeutsch oder neujüdisch, auf die Gegend wies, wo kein Gras wuchs." Mit dem ihm eigenen Purismus polemisierte Kraus daher weniger gegen "Eindeutschungen" als gegen "Scheinheiligung" und "Veschleierung", den kurzen Prozeß mit der Syntax und der Stilistik der Gedanken; gegen einen Wortimperialismus, der die *âme latine* durch die *âme latrine* ersetzt, und den Kitsch eines landsmännischen Gemütstons zum Beispiel von – Gottfried Benn. Im deutschen Faschismus wurden der Sprache nicht so sehr Wurzeln eingetrichtert als vielmehr Ideologie, nicht Etymologie eingebleut, sondern Gesinnung. Unter ihrem Vorzeichen wurde dann auch so etwas wie die "Überwucherung durch amerikanische Magazine" als Verlotterung und Würdelosigkeit gebrandmarkt.

Ganz von jenem Geist scheint ein Satz wie dieser: "Es ist die Zeit des Wiedergewinns der Ehre, Würde und Gerechtigkeit für das Volk und seine Schriftsprache angebrochen ... die Spreu vom Weizen zu trennen, und zwar systematisch, zuverlässig und überlegt." Doch so reden heute die Sprachsäuberer im ehemaligen Jugoslawien, und ihre Vorschläge sprechen von ethnischer Gründlichkeit. Die einen rufen nach drakonischen

Strafen, wenn in "Texten in der Größe eines Bogens mehr als fünf serbische Wörter oder genauso viele Anglizismen oder andere Fremdwörter verwendet werden." Die anderen charakterisieren die offizielle, mit Kroatien gemeinsame Aussprache als "unserbisch", bloßen "Notschrei der armer Leute in den Bergen, daß sie mit ihren Schafen keine Zukunft haben." Oder sie fordern, man möge "ohne Komplexe alles, was spezifisch in der bosnischen Sprache ist, überprüfen und verifizieren", denn "die muslimische Welt hat die Sprache als Unterscheidungsmerkmal von Andersgläubigen und andersartigen Mitbürgern erkannt." Dokumente neuester Sprach-Rassenforschung und -Rassentrennung in unmittelbarer Nachbarschaft, wo seit hundert Jahren Wörterbücher die Funktion von Kampfschriften haben und seit zehn wieder "Federn in Blut getaucht werden und Schwerter in Tinte." Nachzulesen in einer kleinen Systematik des Sarajevoer Philologen Milos Okuka, streng unparteiisch, Nichtslawisten verständlich und möglichst mit einem Geschichtsbuch daneben zu lesen. Seine Rekonstruktion beginnt da, wo ein Wiener Hofzensor den Sprachreformer Vuk Karadzic (tja) bei der Systematik einer serbischen Volkssprache unterstützte. "Wuks" Wörterbuch wurde von Jacob Grimm unter der Doppelbezeichnung "Serbokroatisch" übersetzt, während das erste vereinheitlichende Abkommen von 1850 der Sprache keinen Namen gab, aber eine Definition: eine südslawische Standardsprache mit zwei Schrifttypen und zwei Aussprachen, deren Grenzen quer zu den regionalen Dialekten verlaufen.

Die Balkanpolitik der K.u.K.-Administration spielte die Hauptrolle in dem Lehrstück "Sprache als Nationalisierungsinstrument." Was linguistisch betrachtet eine Sprache, ein dialektales Kontinuum ist, wurde je nach machtpolitischer Opportunität analog der unterschiedlichen nationalreligiösen und literarisch-kulturellen Traditionen gewaltsam ausdifferenziert. Okuka beschreibt die Wechsellogik zwischen einem Unitarismus, der meist auf Phasen des Zusammenbruchs reagierte, und einem Separatismus willkürlich legitimierter ethnischer Sondersprachen. Nach dem wackligen Titoschen Kompromiß zwischen Internationalismus und Integralismus, föderativer und zentralistischer (Sprach-)Politik knüpft heute das Tudjman-Regime nahtlos an die im Ustascha-Staat proklamierte kroatische "Herrensprache" an; die Serbische Republik eliminiert alles Andersklingende durch Umbenennungen und einen z.T. gegen die eigene Sprachpraxis dekretierten Dialekt; ein dritter bosnischer Weg wurde 1991 mit einer Volkszählung zur Muttersprache angestrebt und findet seine Ergebnisse in eklektizistischen, mit Turzismen angereicherten Grammatiken mit Beispielsätzen wie: "Unsere Märtyrer wußten,

daß es eine große Ehre ist, für die Freiheit zu sterben.“ Ja, es gibt sogar montenegrinische Philologen, die die Frage “Wem gehört die Vuksche Sprache?” im nationalen Sinn beantworten und auf einer graphischen Notation ihrer Dialektlaute beharren. Okukas Fazit: Das Serbokroatische gibt es nicht mehr. Vuks geniale, gleichberechtigte Zusammenführung der illyrischen Sprachformen, die Goethe allen “Ausheimischen” empfahl, ist nach 150 Jahren totgesäubert; kein Schriftsteller, der diesen Namen verdient, kann sich auf dem Rest- und Ex-Gebiet noch sicher, geschweige denn zu Hause fühlen. Mit den Worten des wunderbaren, im Berliner Exil lebenden serbischen Dichters Bora Cosic: “Nicht ich habe mein Land, mein Land hat mich verlassen.”

Wo ist die Sprache daheim? Auf dem globalen Bildschirm oder in ethnischen Nischen? Überall, zurechtgestutzt auf einen kleinsten gemeinsamen Nenner – oder nirgends, ver-gattert in getrennte Käfige mit unendlich vielen reinen Spezies? Wo die Sprache wohnt, sollte man die fragen, die ihren Beruf in der Sprache gewählt haben, und die Frage nach der Heimat ist am besten bei einem Fremden aufgehoben. Die Journalistin Lerke von Saalfeld hat beides verbunden und zehn ausländische Schriftsteller interviewt, die auf deutsch schreiben und damit das “schicksalhaft Einmalige” der Dichtung nicht, wie Paul Celan, an die Herkunftssprache binden. Sie sind mit dem Chamäleon verwandt: “Sitzt das Tier auf dem Baum, wird es grün, im Schatten dunkel. Dichte ich auf französisch, bin ich ein französischer Dichter, auf deutsch also ein deutscher.” Vielen ist gemeinsam, daß sie die Fremdheit suchen, um zur Sprache zu finden, und allen, daß sie ihre Texte nicht in die Muttersprache zurückübersetzen können.

Die Radiointerviewreihe mit dem biedereren Titel “Daheim in der Fremde” ist ein Fundus an Hinweisen, daß auf das selbstbezügliche Sprachsystem Literatur zutrifft, was jedem muttersprachlichen System eigen ist: Erst die Bindung an ein bestimmtes Sprachgerüst gibt den Worten die Freiheit, auf der Jagd nach der Bedeutung auszuschwärmen in jede Richtung, jede Nische; jede Sprache. “Schreiben: über dem Abgrunde schweben”, so formulierte das Heimito von Doderer, “gehalten nur von der Grammatik.” Ohne diesen Halt hätte Arno Schmidt, Jörg Drews' Gewähr für die Multikulturalität literarischer Sprache, das Deutsche – und seine Grammatik! – nie um das bizarre Spiel mit dem Englischen bereichern können. Wer in einer fremden Sprache spricht, gar schreibt, erfährt nur deutlicher – schmerzlicher oder glücklicher -, daß das, wovon er spricht, in keiner Sprache ganz aufgehoben ist. “Man wird sehr feige in der Muttersprache”, sagt Yoko Tawada; “man hat kein Mittel, mit dem man gegen die Sprache kämpfen kann.”

In der Fiktion, das Unausdrückbare ließe sich sagen, d.h. in Worte übersetzen, nimmt es die Literatur mit der Sprache auf. Wer in eine fremde umzieht, nimmt doppelt wahr, wie vergeblich dieser Kampf ist, denn um der Wahrheit willen lügt jede Sprache anders. Die Übersetzer, diese verlorenen Traumtänzer zwischen den Sprachen, wissen ein Lied von dem Rest zu singen, den sie nicht einfangen können, obwohl er durch beide Texturen hindurchscheint. Was sie sehen, ist der Ort, wo die Sprache zu Hause ist: ein Ort ohne Worte.

Viele haben versucht, ihm einen Namen zu geben. Für den einen ist er die Summe aller Sprachen, der Zustand vor – und nach – Babylon: Sprache der Dinge oder messianische Sprache. Für den anderen ist er das, wovon man nicht sprechen kann, sondern schweigen muß, es “zeigt sich” nur – vielleicht in der Kunst. Dann wieder ist er die Sprache des Unbewußten, die in den Worten Unterschlupf sucht und doch nur ein Alibi findet, das sie verrät. Einer nennt diesen Ort das verriegelte Paradies, das dem, der die Reise um die Welt macht, vielleicht eine Hintertür offenhält. Oder er ist Utopia, ein Ausdruckstraum, der die Ahnung regiert, ohne je erreicht werden zu können. Ohn' Umschweife gesagt: Der Heimatort der Sprache ist das Bedeutete. Das, wovon man in allen Sprachen spricht, wenn man spricht – solange die Worte sich noch daran erinnern können; solange den Worten die Geschichte nicht ausgetrieben ist. In denen des Marokkaners Abdellatif Belfellah ausgedrückt, dessen schöner Monolog das Interviewbuch abschließt: “Man mag Wörter anders aussprechen, anders betonen, schreiben, bald in eine neue Ordnung zwingen, bald aus festgelegten Zwängen befreien. Aber ein Kennwort, dessen Gedächtnis so alt wie die Sprache selbst ist, ist immer da” – ein Schlüssel zum Haus der Sprache. Sein Wort in Gottes Ohr.

Sprache in Not? Zur Lage des heutigen Deutsch, Hg. Christian Meier (Dt. Akademie f. Sprache u. Dichtung), Wallstein 1999, 112 S.

Milos Okuka, Eine Sprache, viele Erben. Sprachpolitik als Nationalisierungsinstrument in Ex-Jugoslawien, Wieser 1999, 162 S.

Lerke v. Saalfeld (Hg.), Ich habe eine fremde Sprache gewählt. Ausländische Schriftsteller schreiben deutsch, Bleicher 1999, 274 S.

Dieter E. Zimmer, Neuenglodeutsch. In: Deutsch und anders. Die Sprache im Modernisierungsfieber, Rowohlt 1997, 383 S.

Die Zeit, 8.7.1999